

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 17

Artikel: Freund Adebar der Stroh : Frühlingsbote und Kinderbringer
Autor: Ulius, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670111>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

aber sie könnten genau so auch an jemand gerichtet sein, den wir nicht kennen und den der Absender ebensowenig kennt. Diese unpersönliche Schreibweise ist von der geschäftlichen Mitteilung her auch in die Briefe überggesprungen, die zwischen Freunden gewechselt werden. Man meldet kurz und klar einige Tatsachen und spart sich alles übrige für das nächste Wiedersehen auf. Hätte man nicht lieber telegraphieren sollen?

Die Briefe werden dürrer und nüchterner; bei den meisten lohnt es sich nicht, sie aufzubewahren. Wenn der Empfänger irgendwer ist und auch der Absender kaum noch eine Rolle spielt, können beide durch den nächstbesten ersetzt werden.

Briefe schreiben, die Menschen bestätigen, Einsame trösten, Vergangenheiten zurückrufen, Künftiges als Wunschbild aufleuchten lassen, Schwingungen des Gefühls über die räumliche Entfernung hin übertrafen, Briefe, die erfreuen, als träte der Briefschreiber selbst ins Zimmer: Wer nimmt sich noch die Zeit dafür?

J. Ullius

F R E U N D A D E B A R

D E R S T O R C H

Frühlingsbote und Kinderbringer

Meist schon im März pflegt er aus seinem Winterquartier zurück zu sein und mit seiner für Lebenszeit erkorenen Gefährtin den Horst bezogen zu haben, der auf einem Hausfirst oder hoch in einer noch kahlen Baumkrone schon auf ihn wartet.

Manche Bauern machen es ihrem alten Hausfreund bequem, indem sie ein Wagenrad auf dem Dach befestigen, denn ein Storchennest muss dauerhaft sein. Zunächst hat das Storchennest damit zu tun, den Aussenbau mit Aesten und Rasenstücken und die innere Schicht mit Reisern und Rohrrhalmen auszubessern und dann das Ganze mit

Gras, Stroh, Lumpen und Federn gut auszustopfen. Dazwischen wird eifrig geklappt, und wenn das Werk gelungen ist, erst recht. Dann dauert es etwa zwei Monate, bis die jungen Störche über den Nestrand gucken, und die Eltern gut aufpassen müssen, dass sie nicht herausfallen.

Als Frühlingsbote galt der Storch für heilig und unverletzlich. Noch im 18. Jahrhundert waren die Türmer mancher Städte Deutschlands angewiesen, das Nahen des Frühlingsheroldes durch Hornsignale zu künden, wofür ihnen ein Ehrentrunk aus dem Ratskeller gereicht wurde. Und die Kinder kennen noch heute den Reim:

Adebar, du Guter, bring mir einen kleinen Bruder;
Adebar, du Bester, bring mir eine kleine Schwester!

Bei ihnen herrscht, bestärkt durch die Reden Erwachsener, der Glaube, dass die Ungeborenen in Brunnen und Teichen leben, aus denen sie vom Storch geholt werden. Dieser Auffassung liegen alte Vorstellungen vom Seelenort zugrunde, der unter Bäumen, besonders den der holden Frouwa heiligen Linden gesucht wird. Unter ihnen rauscht der Quell hervor, der den Teich oder den Brunnen füllt, in dem die kleinen Seelen der ungeborenen Kinder wohnen und unter Jauchzen mit der sie schützenden Holden spielen.

Ein Rätsel ist für viele die Bezeichnung Adebar, mit der man den Storch belegt hat. Althochdeutsch hiess sie odeboro und ihr Sinn ist: Erbenbringer. Denn einen Erbsitz nannte man odal, und hero, baer, bar, bedeutet eigentlich: tragend. Dazu als Beispiel: fruchtbar und dankbar. Aehnliches besagen die ebenfalls alten Bezeichnungen odevaar und hailebar; die erste ist mit Erbschützer erklärt, weil vaar, vater, Beschützer heisst, die zweite bedeutet Glückbringer.

Das in Sagen und Märchen geschilderte Jubeln und Schreien der Ungeborenen, das man aus den als Seelenort verehrten Gewässern gehört haben wollte, war nicht eitel Phantasie. Wahrscheinlich war es die Stimme der jetzt ausgestorbenen Biber, die, nach Berichten aus dem vorigen Jahrhundert, «dem Weinen kleiner Kinder täuschend ähnlich ist.»

Nicht die Kinder, sondern ihre Seelchen bringt der Storch den werdenden Müttern, die er, nach der bekannten Redensart, ins Bein beisst. Das erinnert an das Zehenbeissen der Burschen und Mädchen in der Fastnachtzeit als einen alten Hochzeitsbrauch. Dabei wollten die jungen Eheleute sich gegenseitig mit ihrem Geist erfüllen; im grossen Zehen glaubte man den Sitz der Kraft.



Die Störche kommen wieder in die Schweiz
Foto N. Viazzoli